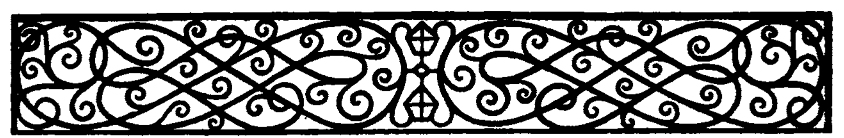


Guido von List.

Nach dem Oelbilde von Adolf Wolf-Rothenhan.

Mag Missgunst auch und Scheelsucht mich umschleichen,
Mag Hass und Neid die Wege mir verrammeln,
Mag schnöder Undank alle Brücken mir verbrennen
Und mordend mir sogar den Leib vernichten,
Die Wahrheit werd' ich trotzdem immer künden;
Mein Geist strebt ungehemmt dem hehrsten Ziel entgegen,
Nicht rechts, nicht links, nur aufwärts stets der Sonne zu.

G. List.



„Gleichwie der Musiker, der Künstler, soweit er wahrhaft ein Musiker und kein blosser Nachahmer und Handwerker ist, nur darum Stil hat, weil ihn Alles anregt und nicht nur das, was er nachahmt und in Händen hat, weil alle, alle Formen — ein Blatt, eine Blume, ein Tier, ein Bauernhaus und ein Palast, das Geschwätz auf dem Markte und die gemessene Sprache hoher Werke jeder Kunst, ein junges Mädchen und die Dirne — in seinem Stil sind, weil er dort überall nur Motive findet, wo er Symbole eines Ganzen wahrnimmt, ebenso begründe Du Dein Leben überall! Du wirst dann nicht nur die im Einzelnen oft recht lästigen Tugenden deiner Freunde haben, nein: Du wirst dann ein Ganzes und Deine Tugend wird jede Tugend und stets nur symbolisch sein, und Du wirst Deine Tugenden Dir aus Deinen Sünden schneiden können, wenn — noch einmal — Du alle Gründe und keine Gründe mehr hast und frei und unerschrocken bist."
R. Kassner, Moral der Musik. 204.

Die arktische Heimat in den Veden.

Unter dem obigen Titel hat Bal Gompadhac Tilak, der Autor der Werke „Der Orion“ und „Untersuchungen über das Alter der Veden“ die Ergebnisse jahrelanger eifriger Studien und unermüdlicher Forschungsarbeit der Oeffentlichkeit übergeben. Er zitiert mehr als 600 Stellen aus den Veden und 36 aus dem Zend-Avesta, um die Annahme einer arktischen Urheimat der Arier vor der Eiszeit zu beweisen, und er zeigt, dass einige dieser Stellen, die bisher dunkel und sinnlos waren, wenn man sie mit Hilfe des wahren Schlüssels, der Theorie einer arktischen Heimat der Arier liest und im Lichte dieser Bedeutung betrachtet, sofort völlig klar erscheinen und einen tieferen Sinn enthüllen.

Manche Stellen, deren wahre Bedeutung entweder vollständig unbekannt war oder von früheren Forschern nur unvollkommen verstanden wurde, zeigt Tilak in ihrem seiner Meinung nach wahrem Lichte, wobei er in jedem Falle seine Gründe hierfür darlegt und sich gleichzeitig auf die Erörterung des direkten Beweismateriales beschränkt, das für seine Theorie von Bedeutung ist, und das er nach den Methoden geschichtlicher oder naturwissenschaftlicher Untersuchung einer näheren Prüfung unterzieht.

Der Verfasser hat, wie er versichert, seine Arbeit nicht mit irgend einer vorgefassten Meinung zugunsten der arktischen Theorie begonnen, — so dass er nicht das fand, was er zu finden wünschte, — sondern er hielt im Gegenteil jene Anschauung für höchst unwahrscheinlich und nur die Menge des gesammelten Beweismateriales zwang ihn zu dieser Annahme.

Er hält es für wahrscheinlich, dass dies Beweismaterial dieselbe Wirkung auf den Leser hervorbringen werde. Der Gegenstand ist sehr interessant insbesondere für den Jünger der Theosophie,

dem in der Geheimlehre von einer nördlichen Heimat der zweiten Rasse berichtet wird. Die ersten 3 Kapitel von Tilaks Buch „Praehistorische Zeit“ „Eiszeit“ und „Die arktische Region“ bilden eine Art Einleitung zu dem genannten Werk. Da der Verfasser selbst die wichtigsten Ergebnisse dieser 3 Kapitel zusammengefasst hat und dies zugleich gerade die Punkte sind, auf die wir Gewicht legen, so halten wir es für das beste, hier zuerst den Autor zu zitieren:

Hauptinhalt des ersten und zweiten Kapitels:

1. Im Anfang des neolithischen Zeitalters war Europa von Rassen bewohnt, von denen die europäischen Rassen der Gegenwart, welche arische Sprachen sprechen, abstammen.

2. Obwohl das Vorhandensein einer arischen Rasse in der neolitschen Vorzeit hiermit erwiesen ist und daher die Theorie einer Einwanderung aus Asien nach der Eiszeit unhaltbar erscheint, so folgt daraus dennoch nicht, dass die arische Rasse in Europa autochton war und die Frage nach der Urheimat kann daher nicht als entgiltig gelöst betrachtet werden.

3. Es gibt ausreichende Gründe für die Annahme, dass die Begründer des Metallzeitalters in Europa fremde Völkerschaften waren.

4. Die verschiedenen Perioden der Steinzeit, Bronze- und Eisenzeit traten in den einzelnen Ländern nicht gleichzeitig auf und die hohe Kulturstufe Aegyptens widerspricht daher nicht der neolithischen Stufe europäischer Kultur zur gleichen Zeit.

5. Nach den letzten geologischen Forschungen, die man nicht leichthin ausser Acht lassen darf, trat das Ende der letzten Eiszeit-Periode frühestens vor ungefähr 10000 Jahren oder 8000 vor Chr. ein und spricht der wohl erhaltene Zustand der sibirischen Fossilien für diese Annahme.

6. Der Mensch reicht nicht nur bis zur Eiszeit zurück, sondern wir besitzen überzeugendes geologisches Beweismaterial für seine weite Verbreitung in der Quaternär- vielleicht sogar in der Tertiärzeit.

7. Es hat wenigstens 2 Eiszeiten und eine Zwischen-Periode gegeben und die geograph. Verteilung von Land und Wasser auf der Erde während dieser Zwischenzeit war wesentlich verschieden von der der Gegenwart.

8. Während der Pleistocen-Periode haben sehr grosse klimatische Veränderungen stattgefunden. Es war kalt und rauh in der Eiszeit, während in der Zwischenperiode eine gemässigte Temperatur sogar bis zum Nordpol herrschte.

9. Es ist durch genügendes Beweismaterial zweifellos festgestellt, dass die Polar-Gegend sowohl in Asien als in Europa in der Interglazial-Zeit durch kühle Sommer und warme Winter, einer Art

ewigen Frühlings (nach Herrschel) gekennzeichnet wär, und dass Orte wie Spitzbergen, wo die Sonne vom November bis März unter dem Horizont steht, einst der Sitz einer üppigen Vegetation waren, wie sie gegenwärtig nur die gemässigte tropische Zone aufweist.

10. Es war das Heranrücken der Eiszeit, das jenes (lebenfördernde, milde) Klima zerstörte und die nördlichen Regionen für tropische Tiere und Pflanzen unbewohnbar machte.

11. Es gibt mehrere Schätzungen über die Dauer der Eiszeit, doch ist es nach dem jetzigen Stande unseres Wissens sicherer, sich in dieser Hinsicht auf die Geologie als auf die Astronomie zu verlassen, wenn auch betreffs der Ursachen der Eiszeit die astronomische Erklärung grössere Wahrscheinlichkeit für sich hat.

12. Nach Professor Geikie sind ausreichende Beweise für die Annahme vorhanden, dass es im ganzen 5 Eiszeiten und 4 Interglazial-Zeiten gegeben hat, und dass sogar nach der letzten Eiszeit noch zweimal ein Wechsel zwischen kaltem und mildem Klima wenigstens im Nordwesten von Europa stattgefunden hat.

13. Schon mehrere hervorragende Gelehrte haben die Theorie aufgestellt, dass die Wiege der menschlichen Rasse in der arktischen Region zu suchen sei, und dass auch das Pflanzen- und Tierleben dort seinen Ursprung nahm.

„Wenn daher aus den Veden Beweise für eine arktische Urheimat der Vorfahren der Vedischen Rishis geschöpft werden können, so folgt auf alle Fälle aus obigen Darlegungen, dass die neuesten wissenschaftlichen Entdeckungen ein solches Ergebnis nicht a priori als unwahrscheinlich erscheinen lassen. Es sprechen im Gegenteil viele Forschungsresultate für die Richtigkeit einer solchen Hypothese und tatsächlich sind viele Gelehrte zu der Anschauung gelangt, das wir die Wiege der Menschenrasse in der arktischen Region zu suchen haben. —

Hauptinhalt des III. Kapitels: I. Die Eigentümlichkeiten des Poles. 1. Die Sonne geht im Süden auf. 2. Die Sterne gehen weder auf noch unter; sondern drehen sich unaufhörlich um den Beschauer in Kreisen parallel zum Horizont, wobei sie einen Umlauf in 24 Stunden beenden. Die nördliche Hemisphere des Himmelsgewölbes ist während des ganzen Jahres allein sichtbar; die südliche bleibt stets unsichtbar.

3. Das Jahr besteht aus einem langen Tag und einer langen Nacht, deren Dauer je 6 Monate beträgt.

4. Es gibt nur einen Morgen und einen Abend und die Sonne geht nur einmal im Jahre unter. Die Dämmerung vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang dauert ununterbrochen 2 Monate. Der rötliche Schein der Dämmerung ist nicht wie in unseren Brei-

ten auf einen besondern Teil des Horizontes (Osten oder Westen) beschränkt, sondern bewegt sich gleich den Sternen rings um den Horizont wie eine Töpferscheibe einen Umlauf in 24 Stunden ausführend. Diese Drehung der Morgendämmerung findet solange statt bis die Sonnenscheibe sich über den Horizont erhebt; die Sonne behält dann dieselbe Bewegung bei, indem sie sich durch 6 Monate ununterbrochen um den Beschauer dreht ohne unterzugehen und einen Umlauf gleichfalls in 24 Stunden beendet.

II. Die Eigentümlichkeiten der Polar-Region.

1. Die Sonne bleibt immer südlich vom Zenith des Beschauers. Da dies jedoch auch in der gemässigten Zone stattfindet so kann es nicht als Eigentümlichkeit der Polar-Region gelten.

2. Eine grosse Anzahl von Sternen sind zirkumpolar d. h. sie sind über dem Horizont während ihrer gesamten Umlaufszeit und daher stets sichtbar.

Die andern Sterne gehen auf und unter wie in der gemässigten Zone, doch sind ihre Bahnen gegen den Horizont stärker geneigt.

3. Das Jahr zerfällt in 3 Teile: a) Eine lange ununterbrochene Nacht um die Zeit der Winter-Sonnenwende, deren Dauer je nach der geographischen Breite des Ortes zwischen 24 Stunden und 6 Monaten schwankt. b) Ein dieser Winternacht genau entsprechender ununterbrochener Tag um die Zeit der Sommer-Sonnenwende und c) eine Aufeinanderfolge von gewöhnlichen Tagen und Nächten während der übrigen Zeit des Jahres, wobei ein Nykthemeron, d. h. eine Tag- und Nachtperiode, 24 Stunden nicht überschreitet. Der erste Tag nach der langen Winternacht ist zuerst wesentlich kürzer als die darauffolgende Nacht, doch nehmen die Tage zu, bis sie in den langen die Dauer von 24 Stunden überschreitenden Sommertag übergehen. Die erste Nacht nach dieser Periode ist wieder wesentlich kürzer als der darauf folgende Tag, doch gewinnen die Nächte allmählich die Oberhand bis zum Beginn der langen unterbrechungslosen Winternacht, mit welcher das Jahr abschliesst.

4. Die Dämmerung am Ende der langen Nacht dauert mehrere Tage, doch ist ihre Ausdehnung und Farbenpracht je nach der geographischen Breite des Ortes entsprechend geringer als am Nordpol.

An Orten, die nur um einige Breitegrade vom Nordpol entfernt sind, wird die Erscheinung der um den Horizont kreisenden Morgendämmerung während des grösseren Teiles der Gesamtdauer der Dämmerung noch zu sehen sein. Die übrigen Dämmerungen zwischen gewöhnlichen Tagen und Nächten dauern wie in der gemässigten Zone nur wenige Stunden.

Die Sonne dreht sich, solange sie während des langen Sommertages über dem Horizont steht, um den Beobachter ohne unterzu-

gehen, doch nicht wie am Pol in horizontalen, sondern in schiefen Kreisen, und während der langen Nacht bleibt sie ununterbrochen unter dem Horizont. Während der beiden Uebergangsperioden folgen entsprechend der Stellung der Sonne in der Ekliptik Tage und Nächte verschiedener Dauer auf einander, wobei der längste Tag 27 Stunden nicht erreicht. —

An Hand dieser beiden Gruppen charakteristischer Eigentümlichkeiten wird die Deutung der in den Veden enthaltenen Beschreibungen und Ueberlieferungen versucht.

Die im ersten Teil zitierten Stellen beziehen sich direkt auf die lange Nacht oder die lange Dämmerung, während wir im zweiten Teile Mythen finden, welche den ersten Teil indirekt bestätigen.

Im IV. Kapitel, „Die Nacht der Götter“ betitelt, werden verschiedene Stellen der vedischen Literatur wiedergegeben, welche die Zeiteinteilung jener längst vergangenen Tage in der Polar-Region kennzeichnen. Der Verfasser zeigt, dass in der Taittiryîa Samhitâ und in den Brâmanas nicht nur der Mond-Monat von 30 Tagen und das aus 12 solcher Monate bestehende Jahr, zu welchen gelegentlich ein Schaltmonat hinzugefügt wird, um das Mondjahr mit dem Sonnenjahr in Uebereinstimmung zu bringen, mit voller Klarheit erwähnt wird, sondern dass auch das Jahr von 360 Tagen mit einem gelegentlichen Schaltmonat oder das aus 12 Mond-Monaten mit 12 jährlichen Schalttagen bestehende Jahr den Sängern des Rig-Veda bekannt war und in den Hymnen oft genannt wird. Vor weiterer Untersuchung muss darauf hingewiesen werden, dass die Vedische Literatur nicht chronologisch angeordnet ist, so dass man Schritt für Schritt vorwärts schreiten könnte, und dass auch die Ueberlieferungen und Mythen des Rig-Veda nicht das Erzeugnis einer einzigen Zeitperiode sind, so dass eine chronologische Klassifikation sehr viel Mühe und Geduld erfordert.

Von Indra heisst es: „dass er Himmel und Erde trägt in gleicher Weise wie die beiden Räder eines Wagens von der Axe getragen werden“, und dort, wo er mit Surya, dem Sonnengott, gleichgestellt wird, weiss der Vedische Sänger von ihm zu melden, dass er den fernsten Weltraum dreht wie die „Räder eines Wagens“.

Diese Stellen sollen zeigen, dass die Drehung des Himmelsgewölbes um den Zenith des Beschauers eine von den Vedischen Barden und deren Vorfahren beobachtete Erscheinung war.

Nun ist dies ein Phaenomen, das nur am Nordpol oder in dessen Nähe gesehen werden kann, während in der gemässigten und tropischen Zone das Himmelsgewölbe sich von Ost nach West und dann wieder zurück nach Ost zu bewegen scheint, wobei der zweite Teil dieses Kreislaufes dem Beschauer unsichtbar bleibt.

Der in der Indischen Literatur weit verbreitete Gedanke, dass der Tag und die Nacht der Götter je 6 Monate dauern, ist mit ziemlicher Ausführlichkeit behandelt und von der nachvedischen Literatur bis zu den ältesten Quellen verfolgt. Es können hier natürlich nur einige von den zitierten Stellen wiedergegeben werden. In der Surya-Siddhanta XII. 67 lesen wir: Auf Meru sehen die Götter die Sonne nach deren einmaligem Aufgang während der Hälfte ihres mit Aries beginnenden Kreislaufes durch die „Thierkreiszeichen" über dem Horizont. Der Berg „Meru" ist der astronomische Nordpol der Erde und die Heimat der Götter nach den „Puranas". „Ein Jahr ist ein Tag und eine Nacht der Götter und zwar sind diese beiden so verteilt, dass der nördliche Umlauf der Sonne dem Tag, der südliche der Nacht entspricht" sagt Manu (I. 67) bei der Erklärung der Zeiteinteilung. In einem Bericht von dem Besuch Arjunas auf Berg „Meru" heisst es: „Auf Meru kreisen Sonne und Mond ebenso wie alle Sterne von links nach rechts". und weiter „Der Berg überstrahlt durch seinen Glanz so sehr die Dunkelheit der Nacht, dass diese kaum vom Tage zu unterscheiden ist.

Weiter: „Ein Tag und eine Nacht sind für die Bewohner des Berges zusammen gleich einem Jahre." Diese Stellen scheinen dem Verfasser hinlänglich zu beweisen, dass die indischen Schriftsteller zur Zeit der Dichtung des Mahâbhârata mit den astronomischen Eigentümlichkeiten der Polar-Region wohl vertraut waren und zwar nicht durch mathematische Berechnung, sondern durch Beobachtung. Der „Glanz des Berges" wird als eine Beschreibung des Nordlichtes gedeutet.

Die Behauptung der Taittiriya Brâhmana (III. 9, 22, I.) „dass ein Jahr einem einzigen Tage der Götter gleich kommt," ist fast identisch mit einer Stelle in der Parsi Literatur [Vendidad, Fargard II. para 40], welche lautet: „Sie sehen für einen Tag an, was sonst ein Jahr ist." In demselben Fargard kommt ein Gespräch zwischen Ahuramazda und Yima vor, aus welchem hervorgeht, dass die ursprüngliche Heimat der Iranier durch Vereisung unbewohnbar wurde, und dass dort die Sonne nur einmal im Jahre auf- und unterging, und dass für die Bewohner jener Gegend ein Jahr gleich war einem Tage.

Es wird ferner gezeigt, dass der Gedanke eines halbjährigen Tages nnd einer halbjährigen Nacht der Götter nicht nur Indoiranisch sondern auch Indo-germanisch war, und dass daraus mit Notwendigkeit auf eine nordpolare Urheimat der Arier geschlossen werden muss.

Im Rig-Veda finden sich zahlreiche Hinweise auf die „lange, **ununterbrochene Dämmerung mit ihrer kreisenden Pracht,"** das be-

sonders charakteristische Merkmal des Nordpoles. Eine der Vedischen Lieblings-Gottheiten „Ushas", die Göttin der Dämmerung, ist in ungefähr 20 Hymnen mehr als 300mal genannt und zwar mit einer überschwenglichen Begeisterung, wie sie durch die kurzlebige Dämmerung der gemässigten oder heissen Zone unmöglich hätte hervorgerufen werden können.

Zu den verschiedenen Anhaltspunkten in den Veden, welche auf die lange Dämmerung hinweisen, gehören die 3 Opferspenden, von denen die erste der Dämmerung vor deren Erscheinen, die zweite der aufgehenden Dämmerung, die dritte der voll entfalteten Dämmerung darzubringen ist, wobei die ersten beiden Opferungen nach der Taittiriya Brâhmana vor Sonnenaufgang vorgenommen werden müssen. Bei der Kürze der tropischen Dämmerungen wäre eine solche 3fache Unterscheidung unmöglich gewesen. Das 7. Mandala des Rig-Veda enthält eine Anzahl von Hymnen an die Morgen-Dämmerung, nach deren eingehender Besprechung der Verfasser zu folgenden Ergebnissen gelangt:

1. Die Rig-Vedische Dämmerung war so lang ausgedehnt, dass vom ersten Beginn des Lichtscheines am Horizont bis zum Sonnenaufgang mehrere Tage vergingen [VII, 76, 3] oder wie in II. 28, 9 beschrieben, es erschienen mehrere Dämmerungen nach einander, bevor sie sich zu vollem Sonnenschein entwickelten.

2. Die Dämmerung wurde in der Mehrzahl angesprochen und zwar nicht, um sie besonders auszuzeichnen oder die innerhalb des Jahres aufeinanderfolgenden Dämmerungen zu kennzeichnen, sondern weil sie aus 30 einzelnen Teilen bestand (I, 123, 8; VI, 59, 6; T. S. IV. 3, 11, 6).

3. Es lebten zahlreiche Dämmerungen am selben Ort und wirkten gemeinschaftlich ohne zu streiten (IV, 51, 7—9; VII, 76, 5; A. V., VII., 22, 2).

4. Die dreissig Teile der Dämmerung waren untrennbar zusammenhängend und bildeten eine „eng vereinte Schar" eine „Gruppe von Dämmerungen [I, 152, 4; T. Bri. II, 5, 6, 5, A. V. VII, 22, 2],

5. Diese 30 Dämmerungen oder 30 Teile einer Dämmerung „kreisten um und um wie ein Rad," indem sie an jedem Tage zu demselben Punkte zurückkehrten und jeder Teil seiner vorgeschriebenen Bahn folgte [I, 123, 8, 9; III, 61. 5; T. S. IV, 3, 11, 6].

Da diese Kennzeichen, besonders das letzte nur der Dämmerung am Nordpol oder dessen Nähe angehören, so folgt daraus unabweislich, dass die Vedische „Göttin der Dämmerung" polaren Ursprungs ist.

In dem Kapitel „Der lange Tag und die lange Nacht" weist der Verfasser auf die zahlreichen Anrufungen hin, welche die Vedischen Barden an ihre Gottheiten richten, um von der langen Dunkel-

heit erlöst zu werden, d. h. von jener Nacht, die so lang war, dass die Menschen fürchteten, es würde nie wieder zu tagen beginnen.

Es wird auch gezeigt, dass der Rig-Veda „2 verschiedene Gruppen von Tagen und Nächten erwähnt, von denen die eine den gewöhnlichen Tagen und Nächten des Jahres entspricht, während die zweite Gruppe, die „Ahani" als ein besonderes Paar erscheint, welches die rechte und die linke Seite des Jahres bildet [nach der Taittiriya Aranyaka], womit unverkennbar die arktische Nacht und der arktische Tag bezeichnet werden soll".

Die Soma-Opfer und Trankspenden der 100 Nächte, die Indra dargebracht werden, um ihn zum Kampf mit Vitra oder Vala während der Dunkelheit zu stärken, werden ziemlich ausführlich behandelt, wobei der Verfasser zu folgendem Ergebnis gelangt: „Da es keine andere Theorie gibt zur Erklärung der Nachtopfer und speziell deren Zahl 100, so kann man mit einiger Sicherheit annehmen, dass jene Opfer mit der damaligen Einteilung des Jahres in 7 Monate Sonnenschein, 1 Monat Morgendämmerung, 1 Monat Abenddämmerung und 3 Monate Winternacht im Zusammenhang stehen."

Den Vedischen Mythen sind 2 Kapitel gewidmet und an Hand dieses „indrischen Beweismateriales" gezeigt, dass zahlreiche Einzelheiten der Vedischen und der Puranischen Mythologie durch die arktische Theorie eine befriedigende Erklärung finden.

Viele Ueberlieferungen des „Avesta" haben ihre Gegenstücke in der Vedischen Literatur und sind zum Teil in den vorhergehenden Kapiteln behandelt worden, doch die „Avestische" Ueberlieferung von der Urheimat im fernen Norden und deren Zerstörung durch Schnee und Eis hat keine solche Parallelstelle und muss für sich allein betrachtet werden. Der Bericht hierüber findet sich in den ersten beiden Kapiteln des Vendidad, des Gesetzbuches der „Mazdayasnier". Dort wird von 16 Schöpfungen berichtet; Ahura-Mazda erschafft gutes Land, doch Angra-Mainya macht es unbewohnbar für Menschen, d. h. in den verschiedenen Eiszeiten und Interglazial-Perioden verwandelte ein plötzlicher Klimawechsel ein Paradies in eine Eiswüste.

Die letzten beiden Kapitel über „Vergleichende Mythologie" und „Die Bedeutung unserer Ergebnisse für die Geschichte der Kultur und Religion der Ur-Arier" enthalten gleichfalls eine Fülle interessanter und lehrreicher Aufschlüsse, doch kann in einem kurzen Aufsatz nicht näher darauf eingegangen werden.

Wir können nicht umhin der Ueberzeugung Ausdruck zu geben, dass dieses Buch in der wissenschaftlichen Welt Aufsehen erregen und dem Forscher, der die Vedische Literatur im Lichte der arktischen Theorie einer Prüfung unterzieht, neue Perspektiven eröffnen wird. *C. Kofel. (Theosophist 25, 2.)*



Wotans Schuld und Verhängnis*).

Wenn wir uns über den Grund der Welt etwas denken wollen, so müssen wir im letzten Sinne einen Willen annehmen, der als ein Unendliches alles durchdringt, alles zeitlich und räumlich umfasst; — welchem die ganze Welt immanent ist. Dieses Absolute, dieser höchste Geist ist für unsere Bedürfnisse nun aber hinwiederum mit der Idee des kleinen Kleinsten am besten bezeichnet, da wir uns alles nur in Beziehung zu etwas Anderem denken können; und unsere letzten Beziehungen erstrecken sich dabei auf Raum einerseits und Zeit andererseits, die wir aufeinanderbeziehen. Etwas Beziehungsloses ist für uns eine Undenkbarkeit. Der Punkt oder im zeitlichen Sinne das Nu würde die räumliche und zeitliche Beziehung nun zu derjenigen Einheit, nämlich dem Nichts zusammenfassen, unter welchem für den allgegenwärtigen und allzeitigen Gott sich das Weltdasein darstellen müsste, damit Ihm alles Nebeneinander, alles Nacheinander, „zu einer Totalsumme, zu einer Quintessenz alles Seins zusammengedrängt," wirklich zu Gebote stände. Der Geist muss hiernach, ohne sich vom Punkte zu rühren, alle Räume in sich vereinigen können, womit Ihm auch notwendig ein Nu genügte, alle Zeiten zu umspannen. Vor Gott wäre im doppelten Sinne $0 = \infty$; es handelt sich hier um jene materia in formis Bacons, die potential alle Dinge enthält und in der Tat das Nichts bedeutet.**) Anders ist für uns Gott jedenfalls nicht denkbar als unter dieser mystischen Gleichung, denn die gedanklichen Beziehungen zu Raum und Zeit müssen wir nach der uns nun einmal gewordenen Form unserer Vernunft beibehalten. Der Geist bildete Raum und Zeit: ist also Raum und Zeit; und ist es auch wieder nicht, sondern schwebt als Urgedanke über diesen Erscheinungsformen.

Allein unter dieser Idee, allein unter diesem wunderbaren Gleichnis — von dem All gleich dem Nichts und dem Nichts gleich dem All — können wir auch zu einiger Ruhe über die Persönlichkeit Gottes kommen, da jedwede Persönlichkeit als Grundlage ihrer selbst: zwischen Subjekt und Objekt, zwischen dem Anschauenden und dem Angeschauten eine Relation irgendwelcher Art verlangt, welche hier gegeben ist, ohne dass doch wie dies bei beschränkten, individuellen Wesen der Fall ist: ein Missverhältnis

---

*) „Die metaphysische Grundlage in Richard Wagners „der Ring des Nibelungen", Kapitel VI." Vergl. dazu die Kapitel I—V in N. M. R. Bd. XI u. XII.

**) P. Powler's Novum Organon. Oxford 1878. S. 53 ff. 53 Anm. 30, 248, 339. — Edinburgh Review. Oct. 1903. S. 380. The revelations of Radium.

zwischen Subjekt und Objekt, zwischen dem Anschauenden und dem Angeschauten besteht, sondern die Welt bleibt so dem höchsten Geiste völlig immanent.

So müssen wir überhaupt im letzten Sinne als die Eigenart Gottes seine Immanenz nennen, insofern Ihm alles innewohnt, so dass sich nichts der unbedingten Herrscherkraft seines Willens entziehen möge. Die Idee dieser Eigenart kann solange festgehalten werden; kann nur solange die höchsten Anforderungen menschlicher Vernunft und damit der göttlichen Idee selbst befriedigen, als sie sich nur aus Vorstellungs-Elementen „rein a priori“ zusammensetzt, wie dies nach den bisherigen Ausführungen noch der Fall ist. Sobald nämlich in diese Idee ein Bestandteil der Erfahrung, also eine Vorstellung nicht „rein a priori“ aufgenommen wird, so muss sie getrübt erscheinen, denn die Erfahrung bleibt Stückwerk. Freilich muss der Träger unserer Erfahrung die „leidliche Materie“ in unserer letzten Vorstellung vom All-Einen-Wesen mit einbegriffen sein, doch geschieht dies eben in einer Weise, die keinen Beweggrund zu einer forschenden Untersuchung jener aufkommen lässt; — das Letztere würde ja wieder das Vorliegen von Rätseln bedeuten, was vor Gott nicht sein kann. Wir müssen also schlechtweg glauben, unter obiger Idee von der Eigenart Gottes die Einheit des Seins erreicht zu haben, damit uns kein Reiz ankomme, die eigentlich doch nur mannigfaltig gegebene Materie auf vereinfachende Prinzipien hin zu untersuchen. Das Höchste bleibt also schliesslich der in uns wohnende Glaube.

Insofern wir nun in dieser Einheit eine Vereinigung sehen, die der höchste Geist oder auch der Wille nach seinem Wohlgefallen selbst gewünscht hat, glauben wir von der göttlichen Liebe sprechen zu dürfen; insofern wir aber gerade das Ausgehn dieser Liebe auf das All, also mehr das Prinzip der Tätigkeit Gottes bezeichnen wollen, sprechen wir von der Weltenseele; insofern wir aber diese unendliche Tätigkeit wieder nur auf Sein eigenes, Ihm Kraft jener Einheit bedingungslos unterworfenes Selbst beziehen können, müssen wir der Gottheit und zwar „Ihr allein zunächst“ Freiheit zusprechen.

Dieser Glaube an die All-Einheit muss uns im Ansehn der ersten Szene des „Rheingold“ zunächst durchaus verbleiben, indem wir nämlich den Rheintöchtern gegenüber nicht anschauend verfahren, sondern uns mit ihnen identifizieren, uns mit ihnen in die unendlichen Fluten des Rheines versenken. Wir müssen auf den Schwingen der Einbildung entfliehen und müssen völlig entrückt ein Leben zu leben vermeinen, welches in keiner Erfahrung sonst zu finden wäre; alles Gewöhnliche um uns her ist versunken und

vergessen, und in Gottes Tiefe ist uns ein höheres Dasein aufgegangen. Die Rheintöchter werden den Wechsel der Dinge und dessen zerstreute Mannigfaltigkeit nicht gewahr, denn da die Natur in ihnen noch zu keinem Stadium irdischen Bewusstseins gekommen ist, so sind sie einfach, — was sie sind — „nicht" — was sie vorgeben zu sein; was sie scheinen wollen. — Sie sind die Dinge-an-sich, so dass sich an ihrem Wesen der Urgrund alles Seins offenbaren soll, in dessen Schosse alles ruht, wo alles sich spielend leicht zu einer Einheit verknüpft. Die Bewegungen dieser Naturwesen müssen daher die Ruhe und Gelassenheit zeigen, die keinen Zweifel aufkommen lässt, dass der ganze Zweck damit stets erreicht wird. Ihre Bewegungen sind die Ruhe selbst in all ihrer Beweglichkeit, denn in einem Nu, in einem Nichts an Zeit vermögen sie alle Zeiten zu durcheilen; denn auf einen Punkt, auf ein Nichts an Raum lassen sich für sie alle Räume zusammenschieben. Sie gehen also in der Unendlichkeit des rastlos an uns vorüberrauschenden Stromes gewissermassen restlos auf, so dass keine Grenze die Freiheit ihrer Bewegung je hindern kann.

Das Wesen ihrer Unendlichkeit wird erst aufgehoben, als Alberich das Pfand dieser Freiheit, nämlich das die Unendlichkeit mit seinem Lichte durchstrahlende Gold raubt, — da unterbrechen die Rheintöchter ihr schönes Spiel und stürzen dem Räuber „jach"*) in die Tiefe nach. Mit hastig und abrupt eingeleiteter Bewegung fallen sie jetzt aus ihrem göttlichen Spiele heraus; es ist der plötzliche Anbruch von aller Finsternis, von tiefer Nacht, denn das Licht, was ihnen die Bahn der Ewigkeit erleuchtete und ihren Bewegungen die absolute Sicherheit verlieh, ist ihnen entrissen worden. Hiermit ist die Welt nun all' den dunklen Zufällen und Missverhältnissen ausgesetzt, welche in ihr das Uebel ausmachen. Wagner setzt also wie alle anderen grossen Denker den Ursprung des Uebels in der intelligiblen Welt an; wir sind damit, da letztere Welt mit ihren Dingen-an-sich jenseits aller irdischen Erfahrung liegt, transcendent ist, wie von ungefähr in dieses Meer von Finsternis eingetaucht. Da ist keine Möglichkeit, keine Lichtquelle mehr, die uns über die kurze Strecke unserer Lebenslinie hinaussehn lässt, sondern das Sein, wie es war, ist für uns in die Tiefen des göttlichen Schosses, in das bodenlose Nichts hinabgesunken und verschwunden.*) Die Klage der Rheintöchter über das entwendete Gold hallt in unserem Herzensgrunde wieder, und mit ihnen tauchen wir dem Räuber in die unbekannte, grauenvolle Tiefe nach in der Hoffnung,

---

*) Szenische Angabe. V; 276.
**) Vergl. hierzu die szenische Angabe V; 277.

dass Zuversicht und Glaube an uns selbst doch wieder über Raum und Zeit hinausführe; dass die so unvermutet eingeleitete neue Bewegungsart uns doch wieder zum ursprünglichen Lichte hindurchdringen lasse.

Wie lange diese völlige Finsternis währte, weiss niemand anzugeben, denn als der Schauplatz der Welt sich wieder aufhellt, scheint alles wie aus langem Schlafe zu erwachen, dem eine klare Rückerinnerung nicht mehr gegeben ist. Es sind jetzt sonderbare Wesen da, die traumhaft erfüllt sind von den höchsten Ideen über das Dasein und dennoch: „alle ihre Erwartung, alle ihre Hoffnung ist befangen in einer Burg, welche die Unendlichkeit für sie umspannen soll.“ Diese Wesen kommen also vorläufig in der Einbildung zu sich, dass ihnen jene Burg eine Zwingburg der ganzen Natur sein wird, auf dass sich nichts ihrer Nacht zu entziehen vermag. Der symbolischen Einkleidung entäussert, vermeint Wotan, der Oberste dieser Wesen, welche sich Götter nennen, dass der gewonnene Intellekt ihm vollauf genügen wird, das Dasein zu beherrschen. Er wähnt, dass da nichts um ihn sein wird, was dem Prinzipe seiner eigenen äusseren Auffassung vom Dasein sich nicht unterwerfen müsste; und schlechtweg sind er und seine Genossen daher bereit, eine bedingungslose Anerkennung seiner intellektuellen Gesamt-Fähigkeit zu fordern. Diese sogenannten Götter vermeinen, dass die Erfüllung ihrer höchsten traumhaften Ideen: „der Einheit alles Seienden in Liebe und unbegrenzter Freiheit sei nur abhängig von der Besitzergreifung der prangenden Burg; sei nur abhängig von dem richtigen Gebrauche des ihnen gewordenen Intellektes.

Diese Wesen, welche die Führung der Dinge jetzt übernommen haben, stehen aber in der Tat im Gegensatz zu den Rheintöchtern mit ihrer Intelligenz ganz ausserhalb der Welt-an-sich; sie sind befangen in einer Welt der Vorstellung, welcher ihrer Anlage nach die Möglichkeit fehlt, die Einheit des Seienden und ihren göttlichen Urgrund zu begreifen. Ihre Intelligenz ist nur ein Abstraktum des Seienden, denn die Grundelemente, auf welche dieses Abstraktum zurückgeführt werden muss, sind nicht die Dinge-an-sich, sondern nur deren Anschauung, wie sie uns der Anschein überliefert. Demnach schildert Wagner uns die Götterburg auch nicht als ein vom eigenen Lichte erleuchtetes Werk, sondern sie strahlt ein ihr zunächst fremdes Licht wider, von welchem sie selbst nur der Abglanz ist. Was für uns und unsere eingebildete Intelligenz da ist, kann nur das Spiegelbild des wirklichen Daseins sein, sodass der Dichter die Riesen in bezug auf das Götterwerk z. B. sagen lässt:

Schimmernd hell
bescheint's der Tag. V; 283.

Oder Wotan:
Abendlich strahlt — der Sonne Auge;
in prächt'ger Glut prangt glänzend die Burg
in des Morgens Scheine mutig erschimmernd u. s. w. V; 349.

Glanz und Schimmer sind durchaus Ausdrücke, die wir in bezug auf einen Gegenstand gebrauchen, der nicht selbstleuchtend ist, sondern nur im Widerscheine einer fremden Lichtquelle hier der uralten Lebensspenderin der Sonne liegt. Wagner wählt ferner, wenn er die Burg preist, Ausdrücke, welche das Missverhältnis zwischen der äusseren Erscheinung mit ihrem wahren inneren Werte zu verdeutlichen geeignet sind.

Prachtvoll prahlt
der prangende Bau! V; 278.

Der metaphysischen Weltsubstanz, der Natur-an-sich gehört das Licht an, dessen Strahl uns gleich dem der Sonne wohl noch trifft, doch gewissermassen gebrochen, so dass wir im besten Falle wohl ein nach bestimmten Gesetzen gewonnenes, doch immer verschobenes Bild vom Dasein erhalten.

Die Götter indes übersehn zunächst völlig den Grund, weshalb sie sich keine genügende Vorstellung vom Wesen der Welt machen können; sie sind daher zunächst wie die Kinder oder wie unreife Menschen, die von dem Grundproblem des Daseins auch noch keine Ahnung haben. Wie letztere müssen sie die Schranken ihrer phänomenalen Welt erst schmerzlich empfinden, um nach einer klareren und vertieften Vorstellung über ihr Verhältnis zum Sein zu trachten. Es ist für die Götter von vornherein ausgeschlossen, die Einheit dieser Welt zu verstehn, denn die Welt lässt sich für uns nicht nach rein formalen, rein a priori in uns liegenden Prinzipien erkennen, wenn unsere Vernunft doch erst durch a posteriori gewonnenes Vorstellungsmaterial irgend welchen Gehalt erhält. Wir sind also fortan auf unsere Sinne angewiesen, die völlig unzureichend sind, unser höchstes Formalprinzip von der Einheit alles Seienden zu befriedigen. Da aber gerade in dieser unbedingten Vereinigung Gottes Liebe besteht, so finden wir die Göttin der Liebe, Freia bei dem aufdämmernden Selbstbewusstsein der Götter auch schon von ihnen genommen. Denn, um überhaupt auch nur den kleinsten Begriff von der Welt zu bekommen, mussten wir unsere Sinne zu Hilfe rufen, wodurch wir der Verwirklichung der Idee der Liebe oder der Idee der Einheit des Seins, wie es im Wohlgefallen Gottes lag, verlustig gegangen sind. Dies ist demnach der erste schmerzliche Verlust, welcher sich für die Götter fühlbar macht; die Liebe wohnt nicht mehr unter ihnen, sondern ist ihnen von den Sinnen entführt und befindet sich in deren Gewalt.

Hiermit hängt nun zwar alle fernere Unzuträglichkeit für die Götter zusammen, doch sie müssen sie erst im Einzelnen erfahren, um sich ihrer verzweifelten Lage voll bewusst zu werden. Das innere Bewusstsein der Einheit alles Seienden oder im praktischen Sinne die Forderung einer alles umfassenden Liebe ist ihnen im Geheimen verblieben, sodass sie ihren ganzen Intellekt, ihr ganzes äussere Bewusstsein auf das Aeusserste anspannen, um sich die verlorene Liebe und ihre Güter wieder zurückzugewinnen, wodurch sich nun ein Konflikt zwischen ihrem Wollen und Können zuspitzt, der sie grausam belehren soll. Ihr äusseres Bewusstsein ist da zunächst von fremder Hilfe abhängig, deren Arbeit den Göttern die fundamentalen Sätze für die Systeme ihrer Intelligenz schaffte; ohne diese Hilfe hätten die Götter auch nicht den geringsten Halt im Dasein gefunden. Die Riesen nämlich, welche in symbolischer Deutung die grobe Arbeit der Sinne leisten, haben den Göttern die Grundelemente ihrer Vernunfterkenntnis, die anschauende Erkenntnis geliefert, von welcher Schopenhauer sagt: „Diese selbst aber ist für das System aller Gedanken, was in der Geognosie der Granit ist, der letzte feste Boden, der alles trägt und über den man nicht hinaus kann.*) Von den Riesen herbeigeschaffte Quader aus diesem Urgestein waren zunächst nötig, damit durch deren Schliff und Zurichtung im übertragenen Sinne des Bildes, damit durch deren Verfeinerung durch Abstraktion die Götter ein vergeistigteres Material für einen Weisheitsbau nach ihrem Willen und ihrer Weisung gewönnen. Die Burg ruht so gewissermassen auf hohem Felsensitz; sie erhebt sich auf mächtigen Grundmauern, doch wird ihre Architektur in ihrem kühnen Streben nach oben wohl schwanker, aber auch schlanker, sodass ihre höchste Spitze sich geradwegs im Aether zu verlieren und den trunkenen Göttern einen Blick aus den höchsten Himmeln zu versprechen scheint. Dennoch dieser gewaltige Burgbau ist insofern Trug uud erinnert insofern an den Turmbau zu Babel, als keine menschliche Arbeit — und sei sie noch so begeistert inspiriert — uns einen Ausblick schafft, von dem aus wir die Unendlichkeit zu messen vermöchten. Alles Menschenwerk wird schliesslich vom Abgrunde der Ewigkeit und dem ungeheuren, gähnenden Schlunde des Raumes verschlungen, sodass uns trotz der höchsten Anstrengung unserer Intelligenz die Einheit, die Vereinigung des Alls in der Liebe nicht gelingen kann; wir gewinnen keinen Augenpunkt für eine genügend tiefe Einsicht in das All. Wir haben zunächst keine Macht eine absolute Ordnung zu schaffen, sodass wir „die“ Schönheit verwirklichen, welche das vollendete Ansehn

*) Sh. II; 75.

der Liebe trägt. Mit Recht verwahren daher die Riesen weiterhin das Unterpfand aller Schönheit, die Liebe, und rufen den Göttern zu:

Die ihr durch Schönheit herrscht, schimmernd hehres Geschlecht,
wie törig strebt ihr nach Türmen von Stein,
setzt um Burg und Saal Weibes Wonne zum Pfand! V; 285.

— Wie von einem ehernen Ringe — scheint der geistige Horizont der Götter eingeengt, aus dessen Bannkreise es kein Entrinnen gibt, so unbändig die Götter sich auch gebährden, um sich dieses Zwanges wieder zu entledigen und wieder hinauszutreten in die Freiheit der Unendlichkeit, wo allein die Liebe und Freia, die Göttin der Liebe wieder ganz die ihre wird. Da erscheint Loge und gibt ihnen Kunde von Einem, namens Alberich, dem es wirklich (?) gelang, die Welt um ihn her Kraft eines goldenen Ringes zu einer Einheit zusammenzuraffen, sodass alles sich ihm unterwerfen musste. Götter und Riesen werden von dieser Nachricht zugleich betört; die Götter, weil ihnen dort ein Prinzip gegeben erscheint, welches ihnen geeignet sei, die zersplitterte Welt wieder zu einem Ganzen zusammenzufügen; die Riesen, weil sie in jenem Ringe den Talisman zu erkennen glauben, welcher sie so oft zur Arbeit zwang, ohne dass ihnen doch je ein Lohn zuteil wurde.*)

Die Götter setzen jetzt ihre letzte Hoffnung auf die Aneignung dieses Ringes, denn schon bricht ein neues Unheil über sie herein, was ihnen ihre verzweifelte Lage noch deutlicher zum Bewusstsein bringt: Die Riesen, welche sich von den Göttern betrogen fühlen, ergreifen jetzt Freia, die Göttin der Liebe und Eintracht, um sich entgültig mit ihr dem Gesichtskreis der Götter zu entziehen. Wenn wir nämlich in der Tat nur vermöge unsrer Sinne für das Formalprinzip unsrer Vernunft diejenigen Elemente gewinnen können, welche unserm Streben nach Einheit und Übersicht eine einteilende Messung gestatten; — so muss beim Abbruch unserer Beziehungen zu den Sinnen schliesslich nur noch ein hohle Leere zurückbleiben: unser Intellekt schrumpft, da es ihm an Jedem fehlt, ihn zu erfüllen, zu einem Nichts zusammen. Je weiter sich die beleidigten Riesen aus der Sicht der Götter entfernen, um so trüber und dunkler muss es in ihrem Intellekte werden; ihr geistiges Auge verliert immer mehr und mehr an Scharfsichtigkeit und Klarheit, sodass sie alles um sich her allmählich nur noch schatten- und nebelhaft sehen. Wie kann es anders sein, wenn sie sich gerade mit denjenigen Organen überwerfen und von ihnen daraufhin verlassen werden, welche ihrer Vernunft alles nährende Blut zuführten? Ein

*) Eine eingehendere Besprechung des Verhältnisses der Riesen zu Alberich wäre in einem besonderen Kapitel: „über die Riesen“ zu liefern.

von seinen Sinnen ganz verlassener Intellekt wäre eine tote Hoffnung, sodass den Göttern aus der gänzlichen Abkehr der Riesen völlige Vernichtung, und das Herz ihnen zu stocken droht. Ein Intellekt ohne Sinne wäre allerdings ein Spott, denn die höchsten Aussichten schienen dann verliehen zu sein, um uns doch nur blind und blöde bleiben zu lassen.

Loge (zu den Göttern):
Trügt mich ein Nebel? Neckt mich ein Traum
Wie bang und bleich verblüht ihr so bald u. s. w. V; 300.

— — — — — — — — — — — — — —

welkend zum Spott aller Welt
erstirbt der Götter Stamm. V; 302.

Unter Loges Rat gelingt es Wotan nun, sich jenen schier wunderbaren Ring in die Hände zu spielen, und der betörte Gott wähnt nunmehr das Prinzip der Einheit alles Seienden wieder sein Eigen nennen zu dürfen, womit ihm die Göttin der Liebe und Eintracht Freia von selbst wieder zufallen müsse. Er verweigert also trotzig die Herausgabe des Ringes an die Riesen, der ihm magische Kraft zu besitzen scheint, die Spannung zu lösen und Frieden wieder herzustellen. Da steigt eine — „mahnende" — Gestalt aus der Tiefe vor ihm auf, um ihn zu derjenigen Pflicht zurückzurufen, die seinem Willen und Streben wirklich gemäss ist.

Erda: Weiche, Wotan, weiche, flieh des Ringes Fluch! V; 342.

Es ist in der Tat ein Moment höchster Gefahr, denn Wotan ist im Begriff, das Heil der Welt von aussen zu erwarten; die Erlösung von der Qual seiner Verwirrung nicht mehr in sich selbst zu suchen, sondern er glaubt: in den Dingen dieser Welt, wie sie zufällig nach vorübergehenden, äusseren, mechanischen Gesetzen zu einer Einheit zusammengefasst sind, wieder einen Rückhalt und eine Hilfe zu finden. Woran er jetzt seine Hoffnung zu hängen bereit ist, ist indes eine gewaltsame und trügerisch erzwungene Einheit, deren Symbol eben jener glänzende, gleissende Reif ist. Das grausame Rätsel alles zeitlichen Widerspruches ist für uns nur ertragbar und nach langer Zeiten Lauf vielleicht lösbar, wenn wir uns mit starkem, nicht entwendbarem Glauben der Göttlichkeit und ihrer Unendlichkeit überlassen, wie sie uns allein in uns selbst unmittelbar gegeben ist, insofern nämlich: als der Mensch selbst ebenfalls Ding-an-sich ist, worin der Urgrund alles Seins stets verborgen ist. Erda weist Wotan also vor allem wieder auf sich selbst zurück, denn „alles Objektive (ohne die verheissungsvolle Verbindung mit dem Subjekt nämlich)" ist und bleibt „Vorstellung, mithin Erscheinung, ja blosses Gehirnphänomen.*)

*) Vergl. Sch. II; 227.